



# [Im Spiegel des Anderen]

Heimat, Identität und Wahrnehmung  
von Chinesinnen und Chinesen in Freiburg

Herausgegeben von Kristin Shi-Kupfer und Sören Urbansky

Veröffentlicht von dem China Forum Freiburg e.V.  
Oktober 2013  
Freiburg im Breisgau

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
Gespräch mit Chen Chunliang	3
Gespräch mit Li-Hong Koblin	6
Gespräch mit Li Bao	10
Gespräch mit Li Dalong	13
Gespräch mit Lin Jun	16
Gespräch mit Peng Weihong	19
Gespräch mit Qu Zhiyun	23
Gespräch mit Yu Weicheng	26

## Vorwort

Sie kommen aus China und leben in Freiburg, ob Studentin, Unternehmer oder Schriftstellerin. Was für Bilder haben diese Chinesen von Deutschland? Welche Vorstellungen von Heimat haben sie? Wie wandeln sich die Bilder im Laufe der Zeit? Welche Faktoren beeinflussen den Wandel von Wahrnehmungen des Anderen und vom Eigenen wenn das Andere eigen wird? Sieben Interviews mit in Freiburg lebenden Chinesen geben einige Antworten auf diese Fragen. Geführt wurden die Gespräche von Studierenden der Sinologie und Geschichte der Albert-Ludwigs Universität Freiburg im Rahmen eines Seminars im Sommersemester 2013. Sie befragten die in Freiburg lebenden Chinesen nach ihren Deutschland- und Chinabildern und beleuchteten dabei deren Vorstellungen von Heimat und eigener Identität in einem Leben zwischen den Welten. Die Antworten der Befragten, die nicht den Anspruch auf Repräsentativität haben, gewähren Einblicke in die mitunter hybriden Vorstellungen von Heimat und die bisweilen sehr unterschiedlichen Lebenswelten von Chinesen in Freiburg.

Viel Freude bei der Lektüre!

*Freiburg, im Oktober 2013*

*Kristin Shi-Kupfer und Sören Urbansky*

# Gespräch mit Chen Chunliang

*Von Etienne Jörger und Anastasia Moghaddam*

„Ja, ich sehe mich auch als Freiburger,“ ein Satz, der aus dem Mund eines Taiwanesen zunächst ungewöhnlich kling. Wie kam es dazu, dass sich Chen Chunliang mit Freiburg identifiziert und offensichtlich Heimatgefühle zu einer Stadt entwickelt hat die fern des Ortes liegt, an dem er aufgewachsen ist? Denn anfangs ist Chen mit eher nüchternen Überlegungen nach Deutschland gekommen.

## *Entscheidung für Deutschland*

Herr Chen wollte nach seinem Jura-Studium in Taiwan promovieren. Es war für ihn wichtig, diesen Abschluss in einem westlichen Industrieland zu absolvieren. Er erhoffte sich vor allem bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Da das deutsche juristische System in Taiwan laut Chen einen guten Ruf genießt und Deutsch als Fremdsprache im Fach Jura eine gute Zusatzqualifikation bietet, fiel seine Entscheidung auf Deutschland:

„Also ich träume immer von einem lockeren Leben, wie vielleicht ein Arbeitsplatz an der Uni. Wenn ich nicht in irgendeinem fortschrittlichen Land eine Doktorarbeit oder einen Dokortitel machen kann, dann habe ich keine Chance einen guten Arbeitsplatz an der Uni in Taiwan zu bekommen.“

Chens Eltern waren von seinem Plan zunächst nicht begeistert:

„Meine Mutter dachte, dass ich einfach verrückt bin. Jeder weiß, dass diese Sprache sehr schwer zu studieren und zu beherrschen ist. Meine Mutter dachte, wenn ich daheim schon gutes Geld verdienen kann, warum gebe ich dann all diese Dinge auf um nach Deutschland zu gehen?“

## *Vorstellungen von Deutschland*

Bevor Chen nach Deutschland kam, hatte er bestimmte Vorstellungen von dem Land, welches er bis dato nur aus den Medien kannte:

„[Die Deutschen sind] eigentlich gar nicht so freundlich. Man hat sozusagen immer einen eher negativen Eindruck, wegen des Zweiten Weltkriegs.“

Aber genauso würden womöglich auch die Vorstellungen von Deutschen im Bezug auf Länder ausfallen, die man lediglich aus den Medien und dem Geschichtsunterricht kennt.

Nach Herrn Chens Vorstellung waren die Deutschen aber nicht nur unfreundliche, sondern auch sehr präzise, disziplinierte und pünktliche Menschen. Es sei fast unmöglich sich mit einem Deutschen zu treffen, ohne zuvor einen Termin ausgemacht zu haben. Chens Vorstellungen begannen sich zu wandeln, als er anfang in Deutschland zu studieren.

„Aber seitdem ich in Freiburg bin, denke ich nicht mehr so. Ich denke, die Leute in Freiburg sind sehr nett. (...) Also wenn ich mich auf der Straße verlaufe, dann frage ich irgendwelche Leute und die sind normalerweise sehr nett. Sie sind sehr hilfsbereit, glaube ich.“

Eine Wandlung der Vorstellungen gegenüber einer fremden Kultur setzt ein tieferes Eintauchen in diese voraus. Ohne sich mit dieser zu beschäftigen und sich ihr gegenüber zu öffnen, ist es nicht möglich neue Facetten an ihr zu entdecken.

### *Die ersten Hürden*

Abgesehen von der Sprache, welche in einem völlig fremden Land oft eine Herausforderung darstellt, musste Herr Chen zunächst einmal eine Wohnung finden. Das stellt in Freiburg aufgrund der Beliebtheit der Stadt und der hohen Anzahl an Studierenden immer ein besonderes Problem dar. Zum Glück stieß Chen im Internet auf eine Anzeige, in welcher sein späterer Mitbewohner einen Wohnungsgenossen suchte. Nach Chen unterscheidet sich das Studentenleben in Deutschland grundlegend von dem in Taiwan. An den Universitäten in Taiwan existiere ein viel stärkeres Zusammengehörigkeitsgefühl:

„Die Kommilitonen an der Uni in Taiwan haben eine bessere oder engere Beziehung zueinander. Man trifft sich oft und man hat fast immer zur gleichen Zeit Vorlesung. In einem bestimmten Semester muss man bestimmte Vorlesungen besuchen. Das heißt, wenn du und ich im gleichen Jahrgang an der Uni studieren, dann müssen wir zusammen bestimmte Fächer lernen, immer zusammen. Man kann sich Notizen leihen und besser lernen. An der Uni Freiburg scheint das nicht so zu sein.“

Die sprachliche Hürde versuchte Chen Chunliang durch diverse Sprachkurse zu bewältigen:

„Ich habe davor schon gedacht, dass wenn ich die Sprachprüfung bestehe, ich überhaupt kein Problem in der Vorlesung haben werde alles zu verstehen. Das ist total falsch gewesen.“

Herr Chen musste also feststellen, dass das Bestehen der Prüfung nicht ausreichte. So verbesserte er seine Sprachkenntnisse, indem er nur deutsches Fernsehen schaute, anfangs Mangas auf Deutsch zu lesen und mit deutschen Kollegen sprechen übte:

„Ich arbeite im Max-Planck-Institut, dort gibt es zweimal im Monat ein Seminar für die Doktoranden. Wir treffen uns dort, man redet und unterhält sich. Dort hat man die Chance ein paar Leute kennenzulernen.“

### *Zukunft in Freiburg, seiner zweiten Heimat*

Chen Chunliang kann sich mittlerweile sehr gut vorstellen auch in Zukunft in Freiburg zu leben und zu arbeiten. Ihm gefällt besonders die aus seiner Sicht vergleichsweise lockere, deutsche Lebensart:

„(...) Bevor ich nach Deutschland gekommen bin, hatte ich noch nie eine solche Idee, dass ich hier bleiben möchte. Ich dachte ich komme hierher um den Dokortitel zu machen. Ich konnte mir damals auch nicht vorstellen wie das Leben in Deutschland ist.“

Andererseits würde Herr Chen auch nach Taiwan zurückkehren, so wie er es zuerst geplant hatte. In Taiwan, so hofft er, kann er Professor an einer staatlichen Universität werden und so das in Deutschland erlangte Wissen nutzen, um seinen Beitrag zum Fortschritt Taiwans zu leisten. Sein primärer Wunsch ist es jedoch, in Freiburg bleiben zu können.

Es sind allerdings nicht nur die Lebensweise und die Aussichten auf einen guten Beruf, die Herrn Chen beschäftigen. So sind für ihn auch ganz bestimmte Dinge ausschlaggebend, um sich an einem Ort wohlfühlen zu können. So lautete die Antwort auf die Frage, was sein Leben in Freiburg perfekt machen würde:

„Seit Kentucky Fried Chicken hier in Freiburg eröffnet hat ist es eine perfekte Stadt für mich.“

### *Essen, ein Stück Heimat im fernen Land?*

Auch das mag auf den ersten Blick eine sehr wundersame Aussage sein. Doch Essen – und sei es Fast Food – spielt in Asien eine große Rolle. Chen Chunliang verbindet mit Essen ein großes Stück Heimatgefühl. Dass die deutsche und die taiwanesishe Küche so verschieden sind, war für den Juristen zu Beginn seiner Zeit in Deutschland ein großes Problem. Im weiteren Gesprächsverlauf kam das Thema „Essen“ immer wieder zur Sprache:

„Ja, Essen ist wichtig. (...) Freiburg ist fast schon meine zweite Heimat, ich habe mich schon ganz [an das Essen hier] gewöhnt.“

Als Chen Chunliang vor vier Jahren nach Taiwan flog, um seine Familie zu besuchen, fing er plötzlich an, Deutschland zu vermissen:

„Wenn ich in Taiwan bin vermisse ich Deutschland, wenn ich in Deutschland bin vermisse ich Taiwan. Das ist immer so.“

Man könnte denken, es gäbe eine Art inneren Konflikt zwischen Taiwan und Freiburg; dem Essen, seiner Familie sowie den eventuell besseren Jobaussichten und der Lebensweise der Deutschen, die ihm gefällt. Unserer Meinung nach ist das nicht so. Chen unterscheidet zwischen seiner ersten Heimat Taipeh und seiner zweiten Heimat. Der Begriff der Heimat ist wandelbar. Chen hat seinen Weg gefunden hier an- und auszukommen. Das Essen spielt eine übergeordnete Rolle, weshalb wohl auch Taiwan immer seine erste Heimat bleiben wird. Es zeigt, dass wir alle, seien es Deutsche, Chinesen oder auch Taiwanesen, Menschen sind, Menschen mit ihren individuellen Geschichten, Prioritäten, Sorgen und ihren ganz eigenen Orten, mit denen sie sich aus unterschiedlichen Gründen verbunden fühlen.

*Chen Chunliang (38) stammt aus Taipeh in Taiwan. Er kam im Jahr 2007 nach Deutschland um zu promovieren. Zuvor hatte er bereits sein Jura-Studium in Taiwan abgeschlossen.*

*Etienne Jörger (Jahrgang 1989) ist Student der Sinologie und der Musikwissenschaft an selbiger Universität.*

*Anastasia Moghaddam (Jahrgang 1990) studiert Sinologie und der Europäische Ethnologie in Freiburg.*

# Gespräch mit Li-Hong Koblin

*Von Ma Anqi und Sebastian Kränzle*

„Es ist ein Ort im Herz. (...) Es ist, wo man lebt und wo man gelebt hat. Das ist eine Heimat.“

## *Heimat und Identität*

Für Frau Li Hong-Koblin ist der Begriff „Heimat“ nicht fest definiert. Sie teilt ihn in drei Phasen von je fünf Jahren ein, in denen die Heimat unterschiedlich wahrgenommen wird und eine jeweils andere prägende Etappe aus dem Leben damit verbunden ist. Die erste Phase ist durch den gemeinhin bekannten Kulturschock geprägt, bei dem die Fremde in erster Linie ungewohnt und vollkommen neu wirkt:

„Deutschland war sozusagen die erste Station für mich außerhalb Chinas. Und das war ein neues Land, alles war neu und man öffnete sich komplett. In den ersten fünf Jahren dachte ich absolut nicht so intensiv oder so häufig wie jetzt an Heimat und an diesen ganzen Erinnerungen. (...) Man hat die eigene Heimat verlassen, um etwas Neues zu entdecken. Also die ersten fünf Jahre waren eine Entdeckungsphase für mich. (...) Alles war ganz interessant und (...) aufregend.“

„Die zweiten fünf Jahre sind eine Phase, wo man sich selber fremd fühlt in der eigenen ‚Mutterkultur‘. Im sechsten Jahr war ich auch regelmäßig zurück in China und kam damals zum Schluss: ‚Ich bin keine richtige Chinesin [mehr]‘. (...) Es passiert eben sehr, sehr viel in China. Und wenn man fünf Jahre lang zum Beispiel in Deutschland oder Frankreich war, dann fühlt man sich schon sehr fremd in der eigenen Kultur. Aber man hat immer noch mit der eigenen Heimat zu tun, mit China zu tun. Und dann irgendwann weiß man sehr viel über Deutschland und über die Menschen, die Sprache, die Kultur, all das hat man gelernt, (...) dann hat man auch die Chance ein bisschen zu vergleichen: Deutschland – China.“

In den zweiten fünf Jahren sieht Frau Hong-Koblin eine Phase, in der man sich anfangs zwar zu seiner eigenen, ursprünglichen Kultur hingezogen fühlt, diese jedoch auf einmal fremd wirkt. Gleichzeitig ermöglicht diese Entfremdung den Vergleich der beiden Nationen, Kulturen und Denkweisen, da man sich mit beiden Seiten identifizieren kann, zumindest jedoch „typisch“ deutsches oder chinesisches Denken verstehen kann:

„Ah, Chinesen denken eigentlich so! Also [gleichzeitig] weiß ich jetzt aber eigentlich schon etwas über Deutschland, ein bisschen über die deutsche Denkweise. Und ich bin jetzt nicht mehr komplett Chinesin, (...) da ich schon bisschen deutsche Erkenntnis im Kopf habe (...) Das ist immer ein bisschen so ein Vergleich.“

Zuletzt, in der dritten Phase, wird der Heimatbegriff bei ihr wieder stark mit der Vergangenheit in Verbindung gebracht. Hier spielen Kindheitserinnerungen eine bedeutende Rolle. Frau Hong-Koblin kommt mehrmals auf ihr „Strandbild“ zurück, da ihr Geburtsort Qingdao an der Küste des Gelben Meeres liegt und ihre Kindheit deshalb auch stark von der Nähe zum Meer geprägt war:

„In der dritten Fünf-Jahres-Phase, da habe ich das Gefühl, als Heimat verstehe ich schon wieder meine Kindheit, den Ort meiner Kindheit und die ganzen [damit verbundenen] Erinnerungen. (...) Ich hatte sehr viele schöne Erinnerungen an den Strand, also die Flut und die Ebbe. Diese ganze Szene

ist wie ein Strand voller Kinder mit Laternen. Am frühen Abend zum Beispiel haben wir sehr viel am Strand gespielt und Krebse gesucht, solche kleinen Dinge, eigentlich kleine Dinge. Es sind aber genau diese Dinge, die man in meinem Alter vermisst.“

Besonders wichtig erscheint Frau Koblin der Umstand, dass der Begriff „Heimat“ einem ständigen Wandel unterliegt. Damit erklärt sie einerseits die verschiedenen Facetten des Begriffs in den drei von ihr definierten Phasen. Andererseits erklärt sie damit, dass „Heimat“ auch danach, während des gesamten Lebens, vom Erlebten, von der eigenen Lebenserfahrung abhängig ist:

„Dieser Begriff ändert sich auch ein bisschen. (...) Ja, ich glaube in 20 Jahren, wenn man mich noch einmal fragt, was Heimat ist, vielleicht werde ich sehr viel Deutschland mit einbeziehen. Können Sie sich vorstellen, was ich damit meine? Das hat immer mit der eigenen Lebenserfahrung zu tun.“

Im Laufe des Interviews wird zudem deutlich, dass Frau Hong-Koblins Begriff von Heimat sehr emotional geprägt ist. Einmal im Gespräch sieht sie ihre Familie und Freunde als Teil ihrer Kindheitserinnerungen, die wiederum den späteren Heimatbegriff prägen. Des Weiteren setzt sie Heimat weitgehend einer Emotion gleich, die nicht unbedingt lokal an einen bestimmten Ort gebunden ist:

„Ich bin der Meinung, dass Heimat nicht ein bestimmter Ort ist, an dem man unbedingt sein muss. Deswegen ist es eher ein Gefühl. Ein Ort, an dem es Nähe und Wärme gibt. Das kann mit einem bestimmten Ort zusammenhängen, muss aber physisch nicht ganz genau da sein.“

Frau Hong-Koblin selbst charakterisiert ihre persönliche Entwicklung vor allem mit einer besseren Selbsteinschätzung durch die Reflektion zweier Kulturen und Identitäten. Charakterliche Eigenschaften sind für sie weitgehend angeboren:

„Jeder Mensch verändert sich eigentlich ständig. (...) Ich kenne mich selbst viel besser als noch vor zehn Jahren. Ich kenne die Gesellschaft in Deutschland und in China, weil ich diesen Abstand habe. (...) Dann hat man eine klarere Sicht. Dann die persönliche Entwicklung: (...) Wie kann ich mich noch verbessern? Was will ich morgen noch schaffen? (...) Charakterlich ist ein großer Teil angeboren. Ich finde (...) charakterlich habe ich mich nicht so viel verändert. Also ich bin immer so wie ich bin. Nur die Erkenntnisse über mich selbst haben sich vertieft.“

### *Informationsfreiheit*

Sie spricht auch über die Entwicklung Chinas innerhalb der letzten Jahre und Jahrzehnte. Frau Hong-Koblin glaubt, dass all jene, die nicht gut informiert sind, bei der Geschwindigkeit dieser Entwicklung schnell den Überblick verlieren. Im gegenwärtigen China werden ganze Straßenzüge, mitunter ganze Städte abgerissen, um dann wieder neu aufgebaut zu werden. Sie sieht es daher als essentiell an, über diese Veränderungen Bescheid zu wissen, wenngleich dies mitunter ein schwieriges Unterfangen ist:

„Dieses Lebenstempo ist einfach sehr schnell! Man hat ständig das Gefühl, dass etwas Neues passiert, über das man selber nicht wirklich informiert ist. Und in China muss man sich schon sehr bemühen, um an die richtigen Informationen (...) zu gelangen. Man muss (...) die verschiedenen Informationsquellen selbst aussuchen und selbst bewerten. (...) In Deutschland hat man Zugang zu vielen verschiedenen Quellen. (...) Ich sage nicht, dass ich in China nicht genug Informationen kriege, aber man muss schon ein Auge dafür haben und selbst auswählen und selbst bewerten.“



Ganz anders ist Deutschland für sie ein relativ transparentes Land, in dem Informationen, auch von Ämtern, Behörden und Regierungsstellen, leichter zugänglich sind. Trotzdem sieht sie auch hierzulande Hürden und nennt die Bürokratie als Hauptursache:

„Und besonders bei Ämtern (...) hat man als Ausländer am Anfang sehr viel Papiere, Bürokratie, Papierkram sozusagen, zu erledigen. Und damals habe ich schon gemerkt: Informationen gibt man relativ – nicht überall – aber schon relativ gerne weiter. Und vergleichsweise in China, wenn man mit der Regierung oder verschiedenen Ämtern zu tun hat, kriegt man das auch hin. Ich habe das alles auch durchgemacht. Um nach Deutschland zu kommen, muss man auch sehr viele Papierdinge erledigen. Man kriegt das auch hin. Aber vergleichsweise ist das in Deutschland ein bisschen einfacher.“

Auch politisch gesehen sei Transparenz ein interessanter Unterschied zwischen den Ländern, da Informationen und daraus abgeleitet auch Wissen immer Macht bedeuteten. Frau Koblin vertritt die Ansicht, dass Informationen frei und zugänglich für alle sein sollten. Während diese in China nicht nur schwerer zugänglich seien, sondern gleichermaßen auch generell kritisch auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden sollten, gehörten Informationen in Deutschland allen. Dabei bezieht sie sich nicht nur auf Deutschland, sondern ausdrücklich auch auf die Vereinigten Staaten. Dort sei dieses Prinzip noch besser umgesetzt:

„Informationen sind etwas, was der ganzen Gesellschaft gehört. (...) Nicht etwas, was ich für mich selber behalte und für mich selber benutzen kann. Hier habe ich das Gefühl, gehören Informationen allen. (...) Ich habe auch ein bisschen in den USA gelebt, und da war das noch eindeutiger. Also ‚public information‘ sagt man da.“

### *Arbeits- und Lebensverhältnisse*

Die gänzlich unterschiedlichen Lebensverhältnisse in China und Deutschland bildeten einen letzten Schwerpunkt des Gesprächs. Frau Hong-Koblin sprach in diesem Zusammenhang über das chinesische Sozialsystem, das verglichen mit den Leistungen eines klassischen europäischen Wohlfahrtsstaats äußerst unzureichend sei:

„Das Sozialsystem im China, also die Krankenversicherung, Rentenversicherung und das alles – man kann sich noch überhaupt nicht darauf verlassen. Kaum ein Chinese wird sagen: ‚Also ich habe schon eine Rentenversicherung, ich werde mich jetzt zurücklehnen.‘ – OK, in Deutschland ist das auch längst nicht mehr so! Aber trotzdem, das ist eine sehr wichtige Säule für die Altersversorgung. Also trotzdem, alle Leute, eigentlich alle Leute, die ich so kenne, die zahlen weiterhin in die Rentenversicherung ein, auch wenn man Arbeitnehmer ist. Dann zahlt man automatisch diese ganzen Versicherungen und die medizinische Versicherung zum Beispiel sowieso. Aber in China ist es sehr, sehr schrecklich für sehr viele Leute (...). Es wäre fast schon katastrophal, wenn jemand in der Familie schwer krank werden würde, weil man sich nicht auf die Krankenversicherung verlassen kann.“

Doch trotz dieser misslichen Umstände hebt Frau Koblin hervor, wie glücklich und zufrieden viele Chinesinnen und Chinesen mit ihrem Leben und dem Erreichten sind. Um diesen Status zu erlangen, muss man indes mehr auf den eigenen Fleiß als auf die staatliche Fürsorge setzen. Mehrere Jobs pro Person sind somit eher Regelfall als Ausnahme:

„Oh bei mir damals, als ich 20 Jahre alt war, da habe ich mir noch gar keine Gedanken über Rentenversicherung und Krankenversicherung gemacht. Ich sage nur die Lebenssituation ist sehr anders in China und in Deutschland. (...) Viele Leute, die haben gar keine Versicherung, um darauf zurückzugreifen. (...) Man merkt den Wettbewerbsdruck, den Überlebensdruck. Aber auf der anderen Seite (...) dieses positive Denken, dieses positive Streben nach etwas Besserem. (...) Dieser Positiv-Gedanke ist sehr typisch, trotz der ganzen vielleicht sehr unerträglichen Lebenssituation (...) Und trotzdem leben die Menschen glücklich und sehr positiv, das kann man wirklich spüren in China. Und da sage ich, (...) wie geht man damit um? (...) ohne Krankenversicherung, ohne dieses Sozialsystem, wie kann man trotzdem ein gutes Leben weiterführen? Die machen mehrere Jobs. Es ist keine Seltenheit, dass eine Person mehreren Arbeiten nachgeht. (...) Und dieses ständige ‚sich verbessern wollen‘, das ist auch etwas typisches für Chinesen. Das ist einfach ein Kerngedanke von Konfuzius: Sich zu verbessern, jeden Tag. Sich jeden Tag dreimal überprüfen, ob man sich verbessert hat.“

*Frau Li Hong-Koblin stammt aus der Stadt Qingdao, in der Provinz Shandong, China. Sie zog 1999 nach Deutschland, um Wirtschaftswissenschaften (MBA) zu studieren. Es folgten Tätigkeiten im Projekt- und Asset-Management beim Aufbau asiatischer Märkte. Heute leitet sie die von ihr 2005 gegründete Firma China Know How, eine Consulting-Firma, die Investoren beider Länder berät.*

*Das Gespräch wurde geführt von Ma Anqi, die Deutsch in den Vereinigten Staaten und Freiburg studiert sowie von Sebastian Kränzle, Student der Politikwissenschaft und Sinologie in Freiburg.*

# Gespräch mit Li Bao

*Von Sara Landa und Tamar Minzloff*

Li Bao (Name geändert) wurde 1987 im Dorf Yueyang in der chinesischen Provinz Hunan geboren. Sie ist die Tochter eines Beamten und einer Hausfrau. Sechs Jahre lang studierte sie Jura in Peking. Das Leben in der Großstadt bildet für Frau Li einen Gegensatz zu der eher konservativen Lebenshaltung in ihrem Heimatdorf. Bereits in Peking begann sie, Deutsch zu lernen und bekam durch den Sprachunterricht und durch Zeitungslektüre einen ersten Eindruck von Deutschland. Nach ihrem Studienabschluss erhielt sie ein Promotionsstipendium für Deutschland und lebt jetzt seit eineinhalb Jahren in Freiburg.

Im Hinblick auf das Straf- und Zivilrecht sieht Li Bao Deutschland, zusammen mit Japan, als ein besonders fortschrittliches Land. Sie erhofft sich, hier eine gute weiterführende Ausbildung zu erhalten, um etwas zur rechtlichen Entwicklung Chinas beitragen zu können:

„Natürlich will ich die Gedanken [die Erfahrungen in Deutschland] nach China bringen, zum Beispiel, ist die Menschenwürde sehr wichtig, sie steht über allem. Aber [ich] kann das [alleine] nicht verwirklichen. Ich bin zu schwach. Was ich tun kann, sind Kenntnisse, die ich hier gesammelt habe, mit nach China zu bringen. Das ist für mich vielleicht am wichtigsten. Und das kann auch verwirklicht werden.“

So steht auch ihre Rückkehr außer Frage, die sie als ihre Pflicht ansieht. Ebenso sieht sie es als ihre Aufgabe, das häufig negative Chinabild der Deutschen etwas gerade zu rücken.

Auf die Frage ob sie denn keine Angst gehabt hätte, nach Deutschland zu kommen, antwortet sie lächelnd:

„Nein, (...) Ich bin sehr jung, ich habe Mut. Junge Leute haben immer Mut.“

Da Deutschland in ihren Augen ein entwickelter Staat mit einem hohen Lebensstandard ist, beneiden auch Li Eltern sie um ihre Möglichkeit, in Deutschland zu leben und zu promovieren. Obwohl Frau Li das Leben in Deutschland gefällt und sie großes Interesse am Land zeigt, sei es für sie nicht einfach, mit jungen Deutschen in Kontakt zu treten.

## *Die Suche nach den Werten*

Im Gespräch über Heimatkonzeptionen sowie China- und Deutschlandbilder kommt Li Bao wiederholt von sich aus auf die Frage nach Religion und moralisch-ethischen Maßstäben zu sprechen. Für die heutige Generation junger Chinesen, so Li Bao, sei es besonders schwierig, Orientierungspunkte im Leben zu finden. Die Folgen der Kulturrevolution und der Zusammenbruch ideologischer Orientierungsmuster hätten die derzeitige Jugend in ein „Kulturchaos“ befördert:

„Sie wissen sicher auch, dass es in China eine sogenannte Kulturrevolution gab. Diese Revolution hatte eine schlimme Folge, [und zwar die] Unterbrechung der Kulturentwicklung. Dass heißt, die alte

Kultur ist schon vorbei und hat keinen Einfluss auf unsere jungen Leute. Aber die neue Kultur ist noch nicht begründet. Und wir wissen nicht: Was soll ich lernen? Oder: Was ist gut, was ist schlecht?“

Orientierung könne dagegen der Glaube bieten, sei es nun als religiöser Glaube, sei es als Vertrauen in ein System oder eine Person. Ohne diesen Glauben drohe der Mensch jegliche moralische Wertorientierung zu verlieren:

„Ich finde es sehr wichtig, dass man einen Glauben hat. Aber was man glaubt, das ist unterschiedlich, es ist nicht das Wichtigste. Also man kann an Gott oder einen Baum oder ein Tier glauben; ja, [letztlich ist] das egal. Aber wichtig ist, dass man einen Glauben hat. Aber in China haben die jungen Leute, die meisten jungen Leute, keinen Glauben. Eine Folge davon ist: Die jungen Leute haben zum Beispiel keine moralische Grenzen. Sie können alles tun, was vielleicht nicht moralisch ist, aber sie finden es nicht unmoralisch, wenn es ganz normal ist. Aber das finde ich sehr gefährlich.“

Während der Religion in China sowieso keine Rolle zukomme, sei für die Jugend – im Gegensatz zur Generation ihrer Eltern, auch alle anderen Orientierungssysteme zusammengebrochen:

„In China gibt es keine Religion. Deshalb haben die Chinesen theoretisch alle keinen Glauben an Gott. Aber die Leute früher, sie glaubten zum Beispiel an den Kommunismus oder an einen Politiker; sie hatten Glauben. Das ist Glauben. Aber wir, die junge Generation, glauben an nichts. Die meisten glauben nichts. Wir haben nichts zu glauben. Deshalb sind viele junge Leute, was soll ich sagen, sie wissen nicht was sie wollen und was sie tun können. Sie wissen das nicht.“

In dieser Situation gewinnt der Rückbezug auf klassische chinesische Traditionen, insbesondere auf den Konfuzianismus, eine neue Bedeutung als umfassendes, in allen Lebensbereichen wirksames System, in welchem dem einzelnen Menschen in seinem Verhältnis zu Eltern, Freunden und Staat eine bestimmte Rolle zugewiesen wird. Der Konfuzianismus bietet laut Li somit einen Ansatzpunkt für eine aus der eigenen kulturellen Tradition gewonnene Neuorientierung. Die Förderung des Traditionsbezugs sieht sie auch als Aufgabe der Regierung:

„Wenn man keinen Mut hat, dann ist Glauben besonders wichtig. [Ihn zu stiften] ist vielleicht die Aufgabe der Regierung. Die Regierung legt jetzt mehr Wert auf die traditionelle Kultur. Das heißt zum Beispiel von Kindheit an muss man die [Werte und Normen der] traditionellen Kultur erlernen. Das heißt, wir Chinesen können oder dürfen nicht die traditionelle Kultur aufgeben. Wir sind Chinesen, wir haben eine eigene Kultur. Ja, die westliche Kultur ist auch, klar, sehr gut, aber wir können die westliche Kultur nicht ganz übernehmen. Wir haben eigene Eigenschaften und vielleicht müssen wir den meisten Wert auf die traditionelle Kultur legen.“

Dennoch hält Li Bao eine kulturelle Offenheit und gesellschaftliche und weltanschauliche Toleranz für sehr wichtig:

„Meiner Meinung nach soll eine Kultur tolerant sein, das heißt, man kann eigene Gedanken haben. Also Gedanken sind ohne Schuld. Man kann alles denken, ja.“

### *Künstliche Grenzen und Heimatgefühle*

Wenn Li Bao manchmal nach China reist, um ihre Familie zu besuchen, merkt sie, dass sie sich doch ein wenig verändert hat, dass jetzt „die Gedanken anders sind als die [der im Lande gebliebenen] Chinesen.“ Aber eigentlich, so meint sie, sind nationale Grenzen ein künstliches Produkt und auch den Begriff Vaterland, im Sinne von Patriotismus, würde sie für China nicht verwenden:

„Vielleicht klingt meine Meinung sehr komisch. Ich finde, zum Beispiel dass China und Deutschland oder USA, solche Staaten also, also die Staaten auf der Welt insgesamt, menschliche [Konstrukte]

sind. Das heißt, ja, wir sind Menschen. Obwohl wir anders aussehen, aber wir sind [doch alle] Menschen. Zum Beispiel Deutschland und China – das ist eine menschengemachte, unnötige Grenze. Deshalb gibt es meiner Meinung nach nicht den Begriff „Vaterland“. Die Menschen gehören zusammen.“

Ihre Heimat, so Li, sei dennoch China. Dort habe sie das Gefühl hinzugehören und dort sei auch ihre Familie, die in ihrem Leben einen sehr hohen Stellenwert einnehme:

„Ja, [China] ist mein Heimatland, ich bin dort geboren. In diesem Sinne ist China mein Vaterland. Aber ich weiß nicht – es ist das Gefühl, dass ich dorthin gehöre. Wenn man dieses Gefühl hat, dann ist [dort] die Heimat. Vielleicht haben auch Chinesen, die hier in Deutschland eingebürgert sind, ich denke, sie haben sicher dieses Gefühl. [...] Hier gefällt es mir wirklich sehr. Aber das Gefühl habe ich noch nicht und vielleicht darf ich es nicht haben. Meine Familie ist dagegen.“

So wie sie ihrem Land gegenüber eine Pflicht sieht, berücksichtigt Li Bao auch den Wunsch ihrer Familie, dass sie zumindest wieder im gleichen Land wohnen solle. Auch wenn sie eine relativ klare Vorstellung von dem hat, wie man sich durch aktives Bemühen in eine fremde Gesellschaft integrieren kann, merkt man doch auch eine gewisse Zurückhaltung:

„Ich muss meine Familie berücksichtigen. Es ist zu weit. Und es ist sehr schwer, mich mit ihnen zu treffen.“

Sie orientiert sich an einem klassischen chinesischen Familienbild, nachdem sie als Kind ihren Eltern gegenüber eine Verpflichtung hat. Bei der Überlegung, ob sie in Deutschland bleiben möchte, ist dieser Aspekt ausschlaggebend:

„Ich kann es mir vorstellen, aber für mich ist meine Familie am wichtigsten. Meine Eltern haben mich (...) großgezogen und ich muss Ihnen etwas zurückgeben. Aber etwas zurückgeben, das ist ein großer Unterschied zwischen Deutschland und China. Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern. In China haben die Kinder eine engere Beziehung mit den Eltern als in Deutschland, finde ich. Ich muss nach China zurückkehren, weil meine Eltern finden, es sei zu weit. Natürlich kann ich auch hier leben, Geld verdienen und meine Eltern unterstützen, aber es ist zu weit. Für sie ist nicht nur das Geld wichtig, sondern auch das Zusammentreffen, zum Beispiel im Jahr zumindest zweimal. Ja, das ist wichtig.“

Li Baos Heimatvorstellungen sind wohl vor dem Hintergrund des Generationenwandels und der verstärkten Auseinandersetzung mit dem Ausland einerseits und der Suche einer Rückbindung an traditionelle Werte der eigenen Kultur andererseits zu sehen. Das Interview zeigt, wie alte Grenzziehungen zwischen Ländern und Kulturen aufgebrochen werden, wie schwierig es aber auch für junge Chinesen ist, sich in diesem neuen Umfeld ihrer eigenen kulturellen Identität, ihren Standpunkten und Wertvorstellungen zu vergewissern.

*Li Bao, Jahrgang 1987, stammt aus Yueyang in der Provinz Hunan. Sie hat an der Tsinghua Universität in Peking Jura studiert und schreibt seit eineinhalb Jahren in Deutschland ihre Doktorarbeit im Bereich Strafrecht an der Universität Freiburg.*

*Sara Landa, Jahrgang 1987, hat Germanistik und Geschichte (B.A.) studiert und absolviert derzeit noch ein Studium der Sinologie und Ostslavistik (B.A.) sowie der Europäischen Literaturen und Kulturen (M.A.).*

*Tamar Minzloff, Jahrgang 1989, studiert Sinologie und Neuere deutsche Literatur.*

# Gespräch mit Li Dalong

*Von Tu Phung Ngo und Joshua Spitz*

Es ist naheliegend, auf die Frage nach der eigenen Heimat mit dem Ort zu antworten, an dem die meiste Zeit der Kindheit verbracht wurde. Für viele Menschen bleibt dieser Ort zeitlebens mit prägenden Erlebnissen verknüpft, manche zieht es noch nach Jahren wieder an ihn zurück. Für Li Dalong spielt dieser Ort eine zunehmend geringere Rolle in seinem Heimatgefühl. Was von ihm bleibt, kann dem folgenden Zitat entnommen werden:

„Was mich mit meiner Heimat verbindet, sind nur noch die Beziehungen zu meiner Familie, meinen Freunden. Das Essen gehört auch dazu. Es ist nichts mehr übrig von anderen Sachen. China entwickelt sich so schnell, das bedeutet nicht unbedingt, dass es sich gut entwickelt. Viele alte Gebäude, wahrscheinlich auch viele, die man als Kulturgut behalten sollte, wurden schon abgerissen. Wenn ich an meine Heimat denke, sind das Erinnerungen. Die Grundschule, wo ich gespielt habe, jetzt ist alles weg. Nur die alten Freunde sind da und natürlich haben sich auch die Menschen stark verändert.“

Der rasante Wandel im China der letzten Jahrzehnte habe auch in der Inneren Mongolei keinen Stein auf dem anderen gelassen. Viele seiner Erinnerungen finden sich laut Herrn Li sich nur noch in den Liedern über die unendliche Weite der mongolischen Steppe wieder. Manchmal rühre ihn diese Musik zu Tränen.

„Diese [mongolische] Musik hat viele Bedeutungen, die nur für die Vergangenheit eine Rolle spielen. Was damals mit solcher Musik verbunden war, ist meistens schon verschwunden. Es bleibt nur noch die Musik. Zum Beispiel steht im Liedtext „wunderschöne Steppe, wunderschöner Fluss“, aber heute ist beides weg. Man hört das Lied, aber man sieht nichts mehr. Was man von der Inneren Mongolei hat, ist nur ein abstraktes Bild.“

In der Materialität und Umwelt kann Herr Li seine chinesische Heimat also nur noch schwer erkennen. Die Kunst bleibt als letzte Mittlerin, die es noch vermag, das Vergangene wiederzubeleben.

## *Entfremdung und fehlende Sicherheit*

Zur Entfremdung von der alten Heimat hat bei Herrn Li allerdings nicht nur ihr schneller Wandel beigetragen. Auch seine Erfahrungen im chinesischen Alltag erklären seine Abkehr. So sei ihm ein Dorn im Auge, wie in China mit politischen Gegnern umgegangen werde. Er betonte mehrfach, wie wichtig ihm vor allem eine freiheitliche Atmosphäre sei. Insbesondere die Meinungsfreiheit und die Möglichkeit der aktiven Teilnahme am politischen Alltag liegen ihm am Herzen.

„Wie gesagt, [ich und meine Frau] fühlen uns in Deutschland sehr frei, das ist irgendwie ein bisschen widersprüchlich. Wenn wir in China sind, sind wir auch nicht politisch aktiv. Ich weiß dann in meinem Inneren, dass wir keine Angst zu haben brauchen, eines Tages auch im Gefängnis zu landen. Wir haben keine Angst. Obwohl wir eine gute Ausbildung haben und obwohl wir selbst nichts [Politisches] machen, will ich aber dennoch diese [freiheitliche] Atmosphäre haben.“

Neben der freiheitlichen Atmosphäre ist die Sicherheit für Herrn Li ein wichtiges Thema. Es scheint, als ob ihm Sicherheit in China entschieden zu kurz komme. Nicht nur, dass die Möglichkeit bestünde, von heute auf morgen ohne Prozess ins Gefängnis geworfen zu werden. Auch am Arbeitsplatz seien die Chinesen oft der Willkür der Obrigkeit ausgesetzt. Letztendlich zähle nicht das, was man geleistet habe, sondern die Beziehungen zur Cheftage:

„Wenn man hier in Deutschland fleißig und kompetent ist, dann wird man belohnt. Man verdient mehr Geld und wird wahrscheinlich auch eine höhere Position erlangen. Aber in China reicht harte Arbeit alleine nicht aus, man muss mit dem Chef, mit anderen, gute Beziehungen haben. Und dabei wird man gezwungen, viele Dinge zu tun, die man eigentlich nicht tun will.“

„Freiheit“ und „Sicherheit“, die Herrn Li in China fehlten, hat er in Deutschland gefunden. Ihre große Wichtigkeit für Herrn Li liegt wohl in den negativen Erfahrungen begründet, die er mit dem chinesischen System gemacht hat. Zwar habe er wenig am eigenen Leibe zu spüren bekommen, jedoch umso mehr beobachten können.

„Wir in meiner Familie gehören zu der mittleren oder den höheren Schichten. Wir selbst haben fast nichts Schlimmes erlebt, außer in der Kulturrevolution. Meine Eltern wurden während dieser Zeit geschlagen, aber später nicht mehr. Ich habe aber auf jeden Fall viel gesehen.“

### *Direktheit verbindet*

Letztlich gefallen Herrn Li nicht nur die Rahmenbedingungen in Deutschland, auch die Deutschen selbst seien ihm sympathisch. Mittlerweile habe er sogar mehr deutsche Freunde als chinesische. Für ihn seien die Chinesen oft zu unehrlich - unehrlich nicht aus Böswilligkeit, sondern wegen ihrer Scheu, sich direkt auszudrücken. Herr Li führt seine Sympathie für die Direktheit der Deutschen auf die eigene Herkunft zurück. Die Mongolen seien den Deutschen hierin ähnlich.

„(...) In unserer Familie [in der Inneren Mongolei] war es und ist es auch heute immer noch sehr demokratisch, auch relativ frei. Man fühlt sich in unserer Familie sehr wohl, deswegen bin ich immer ziemlich direkt gewesen. Ich bin von der Mentalität her direkt. Ich sage, was ich denke. Natürlich habe ich auch im Inneren etwas Chinesisches, daher bin ich nicht bei allen Sachen direkt, aber im Allgemeinen bin ich viel direkter als die anderen [Chinesen].“

Seine Sympathie zu den Deutschen und Deutschland als ein Land, das freie Meinungsäußerung ermöglicht und eine hohe Rechtssicherheit gewährleistet, veranlassen Li Dalong zu folgender Aussage:

„[Meine Frau und ich] fühlen, dass Deutschland unsere zweite Heimat ist. Wir können sogar wagen, zu sagen, dass wir an dieser Heimat noch mehr hängen. (...) Ich finde diese Heimat ist noch besser, noch greifbarer.“

Li Dalong erklärt, warum gerade viele seine jüngeren Landleute ein anderes Verhältnis zu Deutschland haben:

„Weil sie selbst keine schlimmen Sachen erlebt oder gesehen haben. Dazu zählen auch die Studenten hier [in Freiburg], die schon selbst von diesem [chinesischen] System profitieren. Wenn man meine [Frau und mich] fragt: ‚Wie fühlen Sie sich in Deutschland?‘ lautet die erste Antwort: ‚Frei, sicher.‘ Wenn man aber die Studenten fragt, könnte die Antwort: ‚Frei? Nein, ich glaube nicht!‘ oder ähnlich lauten. Nein, nur wenn man tatsächlich schon mehrere Jahre dort [in China] gearbeitet hat, dann hat man solch ein Gefühl. Die Studenten aber kennen den harten Arbeitsalltag noch nicht.“

Der Erfahrungsschatz eines jeden Individuums beeinflusst dessen Heimatgefühl maßgeblich. Möchten wir mehr darüber erfahren, reicht die Frage „Wo ist Ihre Heimat?“ nicht aus. Letztendlich ist „Heimat“ ein sehr intimes Thema, das eng mit der Lebensgeschichte des Befragten verknüpft ist. Wir finden Heimat am Ort der Geburt, dort wo wir aufgewachsen sind. Wir finden sie dort, wo uns die Rahmenbedingungen passend erscheinen. Wir finden sie dort, wo gute Freunde nicht weit sind. Wir finden sie an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Bedingungen. Unser Heimatgefühl wandelt sich im Laufe unserer persönlichen Entwicklung, basierend auf unseren Erfahrungen. Jedes Individuum hat seine eigene, persönliche Geschichte und diese Geschichte macht auch sein Heimatgefühl aus. Li Dalong bringt es auf den Punkt:

„(...) Die Ausbildung wird nicht nur durch Schulen vermittelt, sondern auch durch das soziale Umfeld, unter anderem die Familie. Deswegen haben unterschiedliche Menschen unterschiedliche Bedürfnisse. Wir verlangen mehr Freiheit, mehr Sicherheit, weil wir gelernt haben, wie wichtig Freiheit und Demokratie sind.“

*Li Dalong (Name geändert) stammt aus der Stadt Tongliao in der Inneren Mongolei. Er ist seit 2005 in Deutschland. Bis zuletzt war er als Bibliothekar an der Albert-Ludwigs-Universität beschäftigt.*

*Tu Phung Ngo, Jahrgang 1988, Studentin der Sinologie.*

*Joshua Spitz, Jahrgang 1993, Student der Sinologie.*



# Gespräch mit Lin Jun

*Von Dennis Kluck und Kristen Maniscalco*

„Egal ob die westliche Kultur die Heimat lobpreist oder kritisiert, irgendwie spüre ich eine Sehnsucht heraus und, dass man [in die Heimat] zurückkehren möchte.“

Für die Schriftstellerin Lin Jun ist der Begriff „Heimat“ viel mehr als nur ein festes Konstrukt. Es ist ein wandelbares Abstraktum, ein Prozess, geformt und verändert durch Freundschaften, Familie und Liebe.

## *Die Reise nach Westen*

„Ich war immer eine Wanderin und Pendlerin gewesen. Mich hat meine Heimat gar nicht gefesselt. Ich mochte sie nicht. Ich habe in einer anderen, sehr weit entfernten Stadt studiert, und dann habe ich in Peking, in Shanghai und Ningbo gearbeitet. Ich bin so ziemlich überall in den Großstädten [gewesen].

Ja, ich glaube, wenn die Deutschen sagen ‚Wo haben Sie gewohnt?‘, ist das ein sehr wichtiges Thema, aber für mich heißt es, ich wohne da, wo ich gearbeitet habe oder wo ich hingezogen bin. Ich war nie [irgendwo] ansässig. Ich wollte auch nie ansässig werden.“

Nachdem dem Studium der Germanistik in Wuhan zog Frau Lin im Jahre 1997 nach Deutschland. Sie beschreibt diese Zeit als ein „sehr interessantes Jahr“, in dem sowohl Deng Xiaoping gestorben als auch Hong Kong von Großbritannien an China zurückgegeben worden war. Sie entschied sich damals zum einen für Deutschland, weil sie Germanistik studiert hatte und deswegen der deutschen Sprache mächtig war. Sie ging aber auch nach Deutschland, weil sie zuvor bereits einmal für eine deutsche Firma in Deutschland gearbeitet hatte. Sie vermisste auch noch etwas anderes:

„Ich hatte mich in China nie wohlfühlt, und sobald ich [nach Deutschland] kam, habe ich verstanden, was ich vermisst hatte: nämlich diese Freiheit, diese Möglichkeit, mich frei zu entfalten. Und dann war es für mich sehr schnell entschieden: Ich möchte alles dort [China] aufgeben und hier studieren!“

Der Entschluss war also nicht von langer Hand geplant gewesen. Es war vielmehr ein Bauchgefühl, eine Intuition, das sie hierher führte - Frau Lin wusste schlicht, dass es ihr in Deutschland gefallen würde, auch wenn sie noch keinen Plan für ihre Zukunft in Deutschland hatte.

Lin Jun setzte ihr Studium in Deutschland fort und nahm anschließend in Basel eine Arbeit auf, weshalb sie nach Freiburg zog. Obwohl sie später die Leidenschaft ihrer Kindheit, das Schreiben, zu ihrem Beruf machte, versteht sie ihr Schaffen eher als ein Hobby. Die Behandlung von autobiographischen Bezügen, wie beispielsweise in ihrem ersten Roman *Mein Deutscher Geliebter*, spielt in Frau Lins Werken eine entscheidende Rolle:

„Ich bin nicht so ein Mensch, der unbedingt so viel Nähe braucht. Und ich denke, man ändert sich auch, und manche Freunde verlassen einen und andere bleiben einem erhalten. Wir glauben eher, dass einem die wahren Freunde immer erhalten bleiben. Wie gesagt, Kontakte waren für mich nicht so wichtig. [...] Dann habe ich zehn Jahre in Basel gearbeitet und entdeckte anschließend irgendwann doch mein Interesse für das Literarische, für die Kunst und die Kultur.“

Ich würde nicht sagen, dass Schriftsteller ein Beruf ist. Ich finde, das ist ein Hobby. Das ist meine – man kann es auch übertreiben – das ist eine Berufung.“

Neben den autobiographischen Bezügen sind es auch Themen wie „Heimat“, die Lin Jun beschäftigen. Da sie „Heimat“ eher als einen Prozess versteht, legt sie besonderen Wert auf die Entwicklung der Geschichte:

„Ich (...) schreibe immer über die Suche und über die Entwicklung. Präziser gesagt, gibt es weder einen Anfang und noch ein Ende, sondern das ist eine permanente Entwicklung und diese Entwicklung ist natürlich. [Diese] hängt natürlich sehr stark mit der Heimat zusammen weil man dort anfängt, wo man geboren ist. Und man endet dort, wo man sich gerade befindet. Aber die Zukunft ist noch irgendwo (...).“

### *Suche, Flucht und Zuflucht*

Während das Schreiben für Lin Jun Beruf, Berufung und Leidenschaft zugleich ist, erkennt sie aber auch eine Melancholie und Einsamkeit in ihrem Schaffen. Sie glaubt, dass es keine endgültigen Antworten auf irgendetwas gibt und ist froh, dass sie die Möglichkeit und Freiheit hat, auf der Suche sein zu können. Den meisten Chinesen bleibt diese Freiheit verwehrt, wobei sie einräumt, dass viele Menschen die Suche vielleicht auch gar nicht wollen. Lin Jun sieht sich zwar als „Produkt“ ihres Geburtslands, nicht aber als „Fließbandprodukt“ der chinesischen Gesellschaft. Sie sieht sich somit eher als eine Vertreterin einer nicht repräsentativen „Minderheit“ von Chinesen:

„Man kann sehr allgemein immer nach der Freiheit und nach dem Sinn suchen. Das ist länderunabhängig anwendbar, egal ob man Chinese, Deutscher oder Amerikaner ist. In China aber hat man keine Zeit für diese Suche.

[Die Suche] hat mehrere Phasen: Am Anfang sucht man vielleicht nach der persönlichen Freiheit, nach einer Bestätigung und nach dem eigenen Platz in der Gesellschaft. Wenn das einigermaßen da ist, dann fängt man an, nach einem höheren Sinn zu suchen, nach den Wurzeln zu suchen und die Wurzeln zu analysieren – ‚Warum bin ich so geworden?‘ oder ‚Warum bin ich hier?‘ Und dann geht's noch weiter: ‚Was könnte ich für die anderen tun?‘ ‚Was kann ich über mein egoistisches Dasein hinaus für die Mitmenschen tun?‘

Diese Reihenfolge entspricht natürlich auch meiner eigenen Entwicklung. Ich glaube, dass es keine endgültigen Antworten auf irgendetwas gibt. Und ich bin froh, dass ich auf der Suche bin.“

Die Suche nach der eigenen Identität und Heimat wird oft durch den Verlust der Heimat angestoßen, dem sich die Mehrheit der Chinesen ausgesetzt sieht. Das kommunistische Regime zerstörte die persönlichen Bindungen an den Heimatort, indem Wohnungen und Häuser kollektiviert wurden. Und die aufstrebende Wirtschaft der letzten drei Jahrzehnte, die für Altes wenig Platz lässt, führt dazu, dass alte Gebäude eingerissen werden, damit neuere und größere und bessere gebaut werden können.

Frau Lin vergleicht die westliche Idee von Heimat mit der chinesischen und stellt fest, dass beide sehr eng mit der Kindheit verknüpft sind. Sie bezieht Werke von John Updike, aber auch den Film *Forrest Gump* in ihre Überlegung zu westlichen Heimatkonzeptionen mit ein. Sie spricht von dem Haus, der Wiese, der Weide - insgesamt von einer Idylle. Dem gegenüber steht die chinesische Realität: Häuser weichen Fabriken, grüne Wiesen werden zu grauen Straßen und auf einst üppigen Weiden entstehen raue Großstädte. Während die westliche Kultur die Heimat als einen wohligen und herzlichen Ort beschreibt, zu dem man jederzeit zurückkehren kann,

fehlt dieser Ort den meisten Chinesen. Einzig und allein eine Narbe in den Wurzeln eines jeden Chinesen erinnert an das niedrige, ehemalige Haus der Kindheit, das jetzt wohlmöglich einem Hochhaus gewichen ist.

Lin Jun meint, dass der chinesischen Sprache ein treffendes Wort für Heimat fehle. Es gäbe zwar einige, die so etwas wie „Heimat“ bedeuteten, jedoch keines, das den bezeichnenden Schmerz ausdrückt, den Chinesen mit ihrer verlorenen Heimat verbinden. Sie hat daher ein eigenes Wort kreiert: „xiangchou“. „Xiang“ steht für Heimat und „chou“ im übertragenden Sinne für den schmerzlichen, sehnsuchtsvollen Charakter. Heimat ist für Frau Lin somit ein Art von Weltschmerz, eine Sehnsucht und eine Melancholie. So steht der Schmerz der Erinnerung dem Wohl der Heimat gegenüber, die Sehnsucht der Suche und die Flucht der Zuflucht:

„Heimat ist immer Kindheit. Aber es ist keine Sehnsucht danach, dass man wieder zurückkehren möchte in diese Grausamkeit. Es ist so: Es ist eine schmerzvolle Erinnerung. Man flieht davor in die Zukunft, hoffend, dass die Zukunft besser ist. Weil unsere Kindheit halt grausam war. Man hat nicht diesen Bezug zu irgendeinem Haus. Unsere Wohnung wurde längst schon abgerissen, zubetoniert, Straße rüber. Chinesen sind im gewissen Sinne alle enturzelt. Weil wir nicht den Ort haben, an den wir zurückgehen können. Natürlich hat jeder irgendwie einen Geburtsort. Aber das Haus, diese Wärme und das Familiäre, [und alles was] man damit verbindet, das ist sehr schwach ausgeprägt. Es ist auch schwierig, aber das ist das, was ich sagen kann. Es ist ein sehr, sehr schweres Thema. (...) Heimat ist schwer.“

Deswegen suchten viele Chinesen Zuflucht in der Zukunft. Einerseits suchten sie diese Zuflucht mit dem Bestreben persönlich in einer besseren Zukunft zu leben, andererseits aber auch mit der Hoffnung auf eine bessere Welt allgemein. Der Blick in die Vergangenheit hingegen zeigt nur die schmerzliche Narbe mit den verkümmerten Wurzeln der eigenen Kindheit auf.

Für Lin Jun ist die Heimat jedoch viel mehr als nur der Geburtsort. Natürlich fühlt sie sich auch heute noch jener Insel, auf der sie geboren wurde, verbunden und hält lokale Bezüge wie den eigenen Geburtsort für wichtig. Doch stellt sie das emotionale und soziale Geflecht, das sich um den Ort herum entwickelt, in den Vordergrund. Dadurch ist es für sie nicht wichtig, wo genau sie wohnt oder wohnen wird. Heimat ist für sie dort, wo ihre Liebe ist. Aus diesem Grund ist Deutschland inzwischen ihre zweite Heimat:

„Deutschland ist meine zweite Heimat geworden. Ich glaube ich bleibe hier. Amerika habe ich erwähnt, weil ich mir früher mal überlegt habe nach Florida zu gehen, (...) wenn ich damals nicht meinen Mann kennengelernt hätte. Der hat mich hier gehalten. (...) Und ich glaube, wo die Liebe mich hinführt, da ist auch meine Heimat.“

*Lin Jun wuchs in der Hafenstadt Ningbo südlich von Shanghai auf. 1997 kam sie nach Deutschland und lebt heute als freie Autorin in Freiburg.*

*Dennis Kluck ist Student der Sinologie und Anglistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.*

*Kristen Maniscalco studiert kreatives Schreiben und Germanistik an der Indiana University in Bloomington. Sie absolviert derzeit ein Austauschsemester in Freiburg.*

# Gespräch mit Peng Weihong

*Von Felix Bücheler*

Zwischen ihren zwei Heimaten Brücken zu bauen fällt Peng Weihong nicht schwer. Ihr Geschäft „Bambusland“ in der Freiburger Innenstadt und ihr christlicher Glaube helfen ihr dabei. Dennoch lebt sie zwischen den Welten. Sie hat Familie und Freunde in China und in Deutschland. Manchmal scheint ihr ihre chinesische Heimat weit weg, dann wieder ganz nah. Dass sie einmal dauerhaft in Deutschland leben würde, daran hat Peng bei ihrem Aufbruch aus China nie gedacht.

## *Aufbrechen und ankommen*

Eigentlich war nie geplant, dass Frau Peng nach Freiburg kommen sollte. Ihr damaliger Mann wollte ursprünglich nur für ein Jahr in Deutschland studieren. Als dieser sich jedoch im Anschluss an die Niederschlagung der Protestbewegung auf dem Tian'anmen Platz 1989 in Peking (aufgrund derer die deutsche Gesetzgebung dahingehend geändert wurde, dass zu dem Zeitpunkt in Deutschland befindliche Chinesen ihren Aufenthalt verlängern konnten), entschied zu bleiben, folgte sie ihm. Zwar hatte sie vorher anhand von Erzählungen ihres Mannes ein Bild von ihrem zukünftigen Wohnort machen können, doch eine eigene Vorstellung hatte sie aufgrund spärlicher Informationen in China nicht:

„Vorher hat man natürlich wegen dem Zweiten Weltkrieg mal was von Deutschland gehört, aber über das moderne Deutschland wusste man nicht viel.“

An ihren ersten Tagen im herbstlichen Freiburg fielen Frau Peng besonders die grundlegenden Unterschiede zu ihrer chinesischen Heimat auf.

„Es waren weniger Leute im Vergleich zu China [...], glücklicherweise hat die Sonne in Freiburg geschienen [...], es war so sauber und so schön.“

Natürlich war es anfangs nicht leicht mit den großen kulturellen Unterschieden umzugehen, insbesondere die Sprachbarriere machte ihr zu schaffen.

„Wir haben eine andere Denkweise und auch eine andere Lebensweise. Es gibt viele Punkte, auf der einen Seite ist es wegen der Sprache, auf der anderen Seite wissen wir nicht über welche Themen wir uns austauschen können.“

## *Auf eigenen Füßen stehen*

Frau Peng, die in China Chemie studiert hatte, fand in Freiburg schnell eine Stelle in der Forschung und somit ersten Anschluss. Später arbeitete sie für ein Unternehmen in Basel, das Geschäftsbeziehungen nach China unterhielt, sowie als Netzwerkadministratorin für die Universität. Vor einigen Jahren entwickelte sie dann die Idee sich selbstständig zu machen. Eine Freundin, die ein Teehaus in Freiburg führte, gab ihr den ersten Anstoß dazu. Sich letzten Endes auf Bambusprodukte zu

spezialisieren, war für Frau Peng aber nicht nur die Möglichkeit eine hiesige Marktlücke zu füllen. Ihre Heimatprovinz Jiangxi im Südosten Chinas ist reich an Bambus und Frau Peng hatte schon immer eine Leidenschaft für Bambus und dessen vielfältige Verarbeitungsmöglichkeiten und Einsatzgebiete. Mit der Eröffnung ihres Bambusgeschäfts sah sie Gelegenheit einen besonderen Teil ihrer chinesischen Heimat in ihr deutsches Leben zu integrieren und die Menschen hier in Kontakt mit ihrer eigenen Kultur und den Vorzügen von Bambusprodukten zu bringen. Das Interesse an ihrem Sortiment steigt dank Mund-zu-Mund-Propaganda stetig an. Auch wenn Frau Peng sich und ihr Angebot ab und zu mit Skepsis und Vorurteilen konfrontiert sieht:

„Wenn man die Bambusprodukte für den Menschen nutzt, dann haben die Pandabären nichts mehr zu fressen, das ist natürlich ein Missverständnis, das man klären muss.“

### *Glaube als Basis*

In ihrer Freizeit engagiert sich Frau Peng besonders gerne für die evangelische Kirche. Während ihrer Zeit in Deutschland ist die dem Christentum näher gekommen. Nun ist sie seit über zehn Jahren gläubige Christin und legt großen Wert auf ihren Glauben. Peng integriert diesen Aspekt auch mit Freude in ihr gesellschaftliches Leben.

„In meiner Freizeit mache ich viel mit dem Evangelium, ich bin eine Christin und ich arbeite viel mit unserer chinesischen, evangelischen Bibelgruppe [...]“

In Kooperation mit der Universität Freiburg leitet sie eine Bibelgruppe für Chinesen, die zum größten Teil aus chinesischen Austauschstudenten besteht. Außerdem nutzt sie ihre Verbindungen nach China um die Menschen dort in Kontakt mit dem Christentum zu bringen und die Menschen über ihre Religion und ihren Glauben aufzuklären.

„1990 gab es in China noch sehr, sehr wenige Christen. Christen waren damals in der Öffentlichkeit kaum präsent. Ich glaube damals konnten kaum Leute eine Bibel bekommen oder kaufen.“

Dank ihrer Begeisterung für Jesus, die Bibel und Gott und ihrer regelmäßigen Teilnahme an Gottesdiensten fällt es ihr auch viel leichter Kontakt zu Deutschen zu knüpfen. Anfangs standen neben den Sprachproblemen auch die kulturellen Unterschiede der Kontaktaufnahme im Weg.

„Man findet kein gemeinsames Thema. Aber wenn ich mit einer Christin zusammensitze, dann können wir uns immer über den gemeinsamen Glauben unterhalten.“

Während Frau Peng mittlerweile sehr gut deutsch spricht, hat sie auch auf kultureller Ebene mit ihrer Religion eine gute gemeinsame Basis mit ihrer deutschen Umgebung geschaffen.

### *Zwischen China und Deutschland*

Vieles hat sich in Peng Weihongs Leben verändert seit sie in Deutschland ist. Sie hat neu geheiratet, ihr Mann ist Deutscher. Sie betreibt ihren eigenen Laden und ist religiös geworden. Doch auch ihr alltägliches Leben hat sich gewandelt. Käsespätzle sind ihr

Lieblingessen geworden, obwohl sie in ihrer Anfangszeit gar keinen Käse essen konnte. Auch sonst hat sie sich an die hiesige Küche gewöhnt. Frau Peng liebt Wochenendausflüge ins Freiburger Umland und hat die Schönheit der Natur für sich entdeckt.

„Ich finde, was in Deutschland besonders schön ist, ist dass man am Wochenende oder an Feiertagen in die Natur geht, zum Spazieren und Entspannen. In Deutschland gibt es nicht so viele Menschen. Das finde ich immer sehr schön.“

Trotzdem ist sie China weiterhin sehr stark verbunden. Sie vermisst ihre Familie, besonders ihre Tochter, die in China wohnt und arbeitet, die gemeinsamen Abendessen und die chinesische Küche. Zwar ist es heutzutage dank des Internets nicht mehr so schwierig regelmäßig Kontakt zu halten und sich auszutauschen, doch die Nähe fehlt. Deshalb fliegt sie jedes Jahr mindestens einmal nach China. Wenn sie von Freunden nach Deutschland gefragt wird, dann meistens nach dem Einkommen, der Wohnung, ob man chinesisches Essen bekommt und ob alle Deutschen religiös sind.

Aus deutscher Perspektive führt Frau Peng ein bürgerliches Leben und hat sich sehr gut integriert. Auf die Frage mit welcher Kultur, der deutschen oder der chinesischen, sie sich denn mehr identifiziert antwortet sie jedoch sehr pragmatisch:

„Ich identifiziere mich mit der chinesischen Kultur. Ich bin mit einem Deutschen verheiratet, aber ich glaube egal ob mit oder ohne deutschen Pass, ich habe ein chinesisches Gesicht und die chinesische Kultur als Hintergrund. Natürlich auch die Sprache. Für mich ist Chinesisch viel einfacher um mich auszutauschen.“

Zu Hause fühlt sie sich in beiden Ländern:

„Es ist schwer zu sagen, ob [ich mich in] Deutschland oder China mehr [zu Hause fühle]. Vielleicht sage ich, dass es Deutschland etwas mehr ist. China ist für mich sehr weit weg und jetzt habe ich mich schon sehr daran gewöhnt hier zu leben. Aber wenn ich mal die Chance hätte, wieder zurück nach China kann ich auch immer sehr schnell und wieder dort drüben wohnen oder leben.“

Es ist scheinbar nicht so einfach Heimat lokal zuzuordnen. Auch Frau Peng entscheidet sich letztendlich für beides, China und Deutschland. China, wo sie aufgewachsen und verwurzelt ist, wo sie sich entwickelt hat und alle ihre Sprache sprechen, wo Freunde und Familie sind, wo ihre Erinnerung ist und wohin sie immer gerne zurückkehrt. Und Deutschland, wo ihr Mann, ihr Zuhause ist, wo sie sich eine Existenz aufgebaut hat, woran sie sich gewöhnt hat. Und wo möchte sie in Zukunft leben?

„Jetzt kann ich nicht sagen, ob ich möchte oder nicht. Jetzt muss ich hier bleiben, weil mein Mann hier wohnt. Wenn ich selbst, bzw. wenn mein Mann hier weggehen könnte, mit mir zurück nach China, wahrscheinlich würde ich lieber nach China zurückgehen, weil meine Tochter jetzt in China arbeitet.“

Vielleicht trifft das alte chinesische Sprichwort „Wer Bambus malt, muss ihn im Herzen tragen“ auf Frau Peng zu und sie fühlt sich in Deutschland zuhause und trägt ein Stück China im Herzen. Und vielleicht nimmt sie ein Stück deutsche Heimat mit, sollte sie wieder nach China zurückgehen.

*Peng Weihong wuchs in der Stadt Pingbaxiang in der chinesischen Provinz Jiangxi auf. Sie lebt seit Oktober 1991 in Deutschland. Sie hat ihr Studium der Chemie in China abgeschlossen und ist heute Inhaberin des Geschäfts „Bambusland“.*

*Felix Bücheler ist Student der Sinologie im 2. Semester.*

# Gespräch mit Qu Zhiyun

*Von Monja Haller und Dirk Zellmer*

„Eigentlich ist Heimat dort (...) wo man geboren ist, wo man aufgewachsen ist und wo man zur Schule gegangen ist und wo man Freunde treffen kann. Das ist heute für mich Freiburg.“

## *Im Land der leeren Straßen*

In China studierte Herr Qu Anglistik mit Schwerpunkt Tourismus und Hotelmanagement. Ursprünglich plante er, für einige Zeit in Großbritannien oder in den Vereinigten Staaten zu studieren. Jedoch erhielt er ein Stipendium für Deutschland, und kam 1985 als Stipendiat in Deutschland an. Obwohl dieses Förderprogramm verpflichtete nach Beendigung des Auslandsstudiums nach China zurückzukehren, entschied Qu sich für ein Leben in Deutschland. Dies stieß vor allem bei seiner Heimatuniversität auf Unverständnis, seine Eltern haben diese Entscheidung jedoch unterstützt. Da Herr Qu eigentlich zur Rückkehr verpflichtet war, lebte er fünf Jahre ohne gültigen Pass und konnte daher nicht nach China einreisen:

„Deutschland war für mich damals eine einmalige Chance. Ich wollte, da ich noch jung war, weiter studieren, noch im Westen ein paar Jahre lang studieren. Ich habe damals gedacht, ich bin ein Chinese, nach China zurückkehren, kann ich jeder Zeit und deshalb war es mein Ziel, hier im Westen, ein paar Jahre länger zu studieren und dann erst zurückzukehren.“

Vor seiner Abreise konnte Herr Qu nur wenig über Deutschland in Erfahrung bringen. Zur Vorbereitung seines Aufenthaltes hatte er sich lediglich einen Vortrag von einem Redner angehört, der selbst nur 15 Tage in Europa gewesen war. Außerdem hatte er einige Bücher über Deutschland gelesen. Sein damaliges Deutschland-Bild war eher negativ gefärbt:

„Ich meine, ich bin im Jahr 1985 nach Deutschland gekommen und vor dieser Zeit habe ich nicht viel über Deutschland gewusst. Wenn man damals in China über Deutschland [sprach], wusste man zunächst vom Zweiten Weltkrieg. Natürlich später, während des Studiums, habe ich Deutschland auch mit Beethoven, mit hoch entwickelnder Industrie und mit deutschen Maschinen in Zusammenhang gebracht.“

Als Herr Qu erstmals deutschen Boden betrat, wunderte er sich vor allem über die wenigen Menschen auf der Straße. Dennoch machte er überwiegend gute Erfahrungen und traf vor allem nette und zuvorkommende Menschen:

„Ich habe das Fenster aufgemacht und nach draußen gesehen wie Deutschland aussieht? (...) [Da war] niemand. Da habe ich am Fenster zehn Minuten lang gewartet. Erst nach zehn Minuten sah ich eine ältere Dame mit einem Hund. (...) Damals gab es hier noch nicht so viele Chinesen. Wenn ich sagen darf, damals interessierte man sich auch sehr viel für Chinesen. Als ich zum Beispiel in Düsseldorf war, gab es einmal in der Woche ein Treffen in einem China-Restaurant, welches vom Deutsch-Chinesischen Freundschaftsverein veranstaltet wurde. Alle Chinesen waren einmal in der Woche herzlich eingeladen und wir mussten als Chinesen nicht zahlen. Auch in der Gesellschaft, im Umgang mit anderen Menschen, die man nicht kannte, wurden wir freundlich aufgenommen. Das hat mir wirklich sehr gut getan.“

Um an einer deutschen Universität zugelassen zu werden, musste Herr Qu zuerst die deutsche Sprache erlernen und eine Sprachprüfung ablegen. Die Sprachprüfung



meisterte er nach einem viermonatigen Intensivsprachkurs in Dortmund. An dieses Erlebnis hat Herr Qu besonders schöne Erinnerungen. In Deutschland angekommen, sprach Herr Qu zunächst fast ausschließlich Englisch mit anderen Menschen, bis er sich ganz der deutschen Sprache zuwandte:

„Insgesamt habe ich in Deutschland keine größeren Sprachprobleme als meine [chinesischen] Freunde. Da ich Englisch sprechen kann, habe ich am Anfang in Deutschland, in den ersten Monaten fast nur Englisch gesprochen. Aber später habe ich gedacht: Du bist in Deutschland, du musst Deutsch lernen. Du musst mit den Menschen hier deutsch sprechen. Da habe ich aufgehört Englisch zu sprechen und nur noch Deutsch gesprochen, manchmal sogar mit einem Wörterbuch dabei.“

### *Kulturmittler von Beruf*

Nachdem dem Examen im Studiengang Hotelmanagement in Dortmund und einem anschließenden Magisterstudium im Fach Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg, gründete Herr Qu das Unternehmen „Hongyang China Service“. Dort bietet er seit mehr als zehn Jahren sowohl für Chinesen als auch für Deutsche Dienstleistungen im Bereich interkulturelles Consulting und Unternehmensservice an. Außerdem arbeitet er als vereidigter Übersetzer und Dolmetscher:

„Ich habe keine festen Mitarbeiter. Ich bin ein Einzelunternehmer. Meine Frau arbeitet mit mir. Wenn ich jemand brauche, dann höchstens eine Aushilfe für ein paar Tage. (...) Ich habe manchmal Außendienst als Dolmetscher. Wenn ich zu Hause bleibe, habe ich immer schriftliche Aufträge. Wenn man alleine ist, als Freiberufler, kann man die Zeit selbst planen. (...) Ich nehme alles was auf mich zukommt an, da kann man nicht wählerisch sein.“

Bei seiner Arbeit vermittelt Herr Qu seinen Privat- und Firmenkunden unter anderem Wissen über Umgangsformen und Verhaltensregeln im chinesischen Kulturkreis. 2010 organisierte er auch Studienreisen und Messebesuche nach China. Nach seinem Studium hätte Herr Qu auch die Gelegenheit gehabt, bei einer Versicherung zu arbeiten oder nach China zurückzukehren um dort zu arbeiten. Stattdessen hat er in Deutschland eine Familie gegründet und sich dann vollständig auf seine Selbstständigkeit konzentriert:

„Später habe ich meine Familie gegründet, dann ist man nicht mehr so frei. Dann kann man nicht mehr nach eigenen Wünschen entscheiden. Dann habe ich geheiratet. Später wurde meine Tochter hier in Freiburg geboren. Dann habe ich mich voll auf meine Selbstständigkeit konzentriert.“

### *Erste Heimat, zweite Heimat*

Bereits im Vorfeld des Interviews hatte Herr Qu über den Begriff Heimat nachgedacht. Für ihn hat Heimat eine sowohl geographische als auch emotionale Bedeutung. Herr Qu wurde in Chengdu geboren, ging dort zur Schule und wuchs dort mit seinen beiden Geschwistern auf. Chengdu hat bis heute für ihn eine besondere emotionale Bedeutung – weshalb er die Hauptstadt der Provinz Sichuan seine Heimat nennt. Während Qus Kindheit tobte in China die Kulturrevolution – eine schwierige Zeit auch für ihn und seine Familie. Sein Vater verließ die Familie als Qu gerade sechs Jahre alt war. Als ältester Sohn, sorgte er gemeinsam mit der alleinerziehenden Mutter für die Familie.

Doch auch Freiburg ist für Herrn Qu zur Heimat geworden. Hier baute er sich ein Unternehmen auf und gründete eine Familie. Heimatgefühle, wie Wohlbefinden,

Sicherheit und Zugehörigkeit, wuchsen also mit der Zeit auch in Freiburg. Für Qu ist „Heimat“ also ein dynamischer und kein statischer Begriff:

„Ich glaube Heimat ist für jeden Menschen etwas anderes. Wenn Sie mir vor 20 Jahren diese Frage gestellt hätten, hätte ich Ihnen ohne zu zögern gesagt, Chengdu ist meine Heimat, da ich dort geboren und aufgewachsen bin. Aber heute verstehe ich unter Heimat etwas anderes als [noch] vor 20 Jahren. Heimat ist für mich natürlich auch ein Ort, wo man geboren ist, wo man aufgewachsen ist. Aber es ist auch ein Ort mit gewissen Gefühlen. (...) Und wenn ich heute sage wo meine Heimat ist, kann ich Ihnen sagen Freiburg ist meine zweite Heimat geworden, da hier das Zentrum meines Lebens ist. Hier leben meine Frau und meine Kinder. (...) Wenn ich zum Beispiel zwei bis drei Wochen in China bin, dann beginne ich auch Freiburg zu vermissen. Zwar habe ich immer noch ein starkes Gefühl für China (...). Natürlich hat das viel mit meiner Mutter zu tun, denn meine Mutter lebt noch dort und meine Geschwister auch. Auch weil ich dort aufgewachsen bin und China bedeutet mir schon vieles. (...) Eigentlich ist Heimat, wie ich vorhin gesagt habe, wo man geboren ist, wo man aufgewachsen ist und wo man zur Schule gegangen ist, wo man Freunde treffen kann. Aber das ist heute für mich Freiburg. Wenn ich vor 13 Jahren am Wochenende in Chengdu in die Stadt ging, traf ich dort Freunde – heute nicht mehr. Heute umgekehrt – in Freiburg, wenn ich einmal in der Innenstadt bin, treffe ich Freunde.“

Seine vertraute Umgebung in China ist mittlerweile größtenteils verschwunden. Sein Geburtsort Chengdu hat sich so sehr gewandelt, dass er immer dann, wenn er zurückkehrt, nichts mehr wiedererkennt. Deshalb bleiben für ihn nur die Erinnerungen, die er im Laufe seiner Zeit in China erworben hat. Aber nicht nur sein Geburtsort, sondern auch er selbst habe sich verändert:

„Meine Bekannten und früheren Freunde in China sagen, ich hab mich verändert, aber diese Veränderung habe ich selber nicht gemerkt. (...) Ich bin schon ein Chinese, aber mit Besonderheit.“

Entgegen dem chinesischen Sprichwort „Im Alter zu den Wurzeln zurückkehren“, sieht Herr Qu heute seine Zukunft bei seiner Familie in seiner Wahlheimat Freiburg. Herr Qu hat mit seiner chinesischen Frau zwei Kinder von denen das jüngere erst vier Jahre alt ist.

*Qu Zhiyun, geboren 1960 in Chengdu (Sichuan), kam über Saarbrücken, Dortmund und Düsseldorf schließlich nach Freiburg im Breisgau. Studiert hat Herr Qu zunächst Anglistik in China und bevor er Hotelmanagement und Erziehungswissenschaften in Deutschland studierte. Heute betreibt Herr Qu im Bereich interkulturelles Consulting und Unternehmensservice die Firma Hongyang China Service in Freiburg.*

*Monja Haller, geboren 1992, studiert Sinologie und Archäologie im zweiten Semester.*

*Dirk Zellmer, geboren 1988, studiert Sinologie und Volkswirtschaftslehre ebenfalls im zweiten Semester.*

# Gespräch mit Yu Weicheng

*Von Benjamin Lehmann und Erzhen Mikheeva*

„Ich habe selbst das Gefühl, dass ich sehr patriotisch bin.“ Seine Heimat sei China, sagt Yu Weicheng ohne Zögern. Heimat ist für ihn nicht seine Geburtsstadt Shanghai, sondern sein Vaterland. Doch wenn Yu heute nach China zurückfährt, fehlt ihm die Stadt Freiburg sehr. Er nennt sie sogar zweite Heimat. Zu Deutschland hat der junge Student nach wie vor ein zwiespältiges Verhältnis. Vielleicht hat er seine Anfangsschwierigkeiten nie ganz verwunden.

## *Enttäuschte Erwartungen*

Yu Weicheng kam am 30. August 2010 in Deutschland an. Erst eine Woche vor seiner Ankunft hatte er das deutsche Visum nach einer Wartezeit von mehr als zwei Monaten bekommen. Laut Yu ist dies ein Problem der deutschen Bürokratie: die Visavergabe in der deutschen Botschaft ist auf nur 150 Personen am Tag bei etwa 300 bis 400 Bewerbungen beschränkt:

„Und ich muss auch hinzufügen, dass es in China sehr viele Zwischenhändler gibt. Um sie zu beauftragen [direkt morgens früh] eine Wartenummer [für die Visavergabe in der Deutschen Botschaft] zu holen, muss man 300 Euro bezahlen. Nur dafür, dass sie eine Nummer ziehen.“

Nachdem Yu die ersten bürokratischen Hürden gemeistert hatte und in Deutschland angekommen war, musste er feststellen, dass seine Erwartungen an das Land nicht erfüllt wurden. Diese enttäuschten Erwartungen an Deutschland bei seiner Ankunft in Halle an der Saale beschreibt Weicheng anhand einer Geschichte einer befreundeten Kommilitonin:

„Ich habe vor einigen Jahren einen Witz von einer Kommilitonin gehört, aber das ist tatsächlich kein Witz. Das war vor zwanzig Jahren, kurz nach dem Mauerfall. Eine chinesische Studentin hat sich dazu entschieden, nach Deutschland zu kommen, um ein Studium anzufangen. Ihre erste Haltestelle war Halle, Halle an der Saale. Das ist in Sachsen-Anhalt. Als sie zum ersten Mal aus dem Bahnhof gegangen ist [und die triste Umgebung sah], weinte sie sofort.“

Auch Yu machten seine ersten Tagen in Halle zu schaffen. Grund dafür waren hauptsächlich seine geringen Sprachkenntnisse und die damit verbundenen Probleme, mit Deutschen zu kommunizieren. So musste der Student in der Straßenbahn ein Bußgeld von 40 Euro entrichten, da er weder die Durchsagen verstand noch lesen konnte, dass er seine Fahrkarte zuerst entwerten musste. Seine Entscheidung, trotz einer für ihn fremden Kultur nach Deutschland zu kommen, begründet Yu Weicheng damit, dass ein Auslandsstudium für chinesische Studenten Pflichtprogramm sei.

„Das ist einfach gut für das weitere Studium, wenn man nach Deutschland geht. In China sind die Studenten eigentlich gleich nach dem Abschluss an der Universität arbeitslos. In diesem Jahr haben nur 30 Prozent der Absolventen eine Arbeitsstelle gefunden.“

Ein weiteres Problem für ihn waren die rassistischen Beschimpfungen durch Neonazis, denen er in Halle an der Saale ausgesetzt war. Diese sieht Yu jedoch hauptsächlich als Problem der neuen Bundesländer, da ihm dies während seines bisher zweijährigen Aufenthaltes in Freiburg noch nicht passiert sei.

### *Von Halle an der Saale nach Freiburg*

Nach einem Jahr Studium in Halle entschied sich Yu nach Freiburg zu kommen. Ausschlaggebend war ein Besuch, den seine Tante organisiert hatte.

„Meine Tante ist eine Chinesin, aber jetzt hat sie schon lange die deutsche Staatsangehörigkeit. Sie ist seit zwölf Jahren mit einem Deutschen verheiratet und wohnt jetzt in Neuenburg am Rhein. Das ist in der Nähe von Colmar. Sie hat mich vor zwei Jahren während der Weihnachtsfeiertage nach Freiburg eingeladen. Dann hatte ich einen besseren Eindruck von Freiburg [als von Halle]. So habe ich mich dazu entschieden, in Freiburg weiter zu studieren.“

Auf die Frage, ob er sich während seiner Zeit in Deutschland bereits an die deutsche Kultur angepasst hat, antwortete Yu, dass dies gar nicht möglich sei. Ein Großteil der chinesischen Bewohner Freiburgs lebe hauptsächlich unter sich, was auch das Deutschlernen deutlich erschwert. Yu schließt sich da nicht aus. Zudem sei für ihn Englisch wichtiger für seine Zukunft als Deutsch:

„Die Chinesen wohnen im eigenen Kreis und sie [ihr Deutsch] machen keine Fortschritte. [Für viele] macht es überhaupt keinen Sinn, in Deutschland zu studieren. Denn hier ist die Muttersprache eben nicht Englisch.“

Es ist Yu Weicheng unmissverständlich anzumerken, dass er das Auslandsstudium eher als Pflichtprogramm sieht und dabei andere Zielländer deutlich bevorzugt hätte. Dies sei aber durch die hohen Studiengebühren in den englischsprachigen Ländern nur den Kindern vorbehalten, die aus wohlhabenden Familien stammen:

„Ich muss sagen, dass die Eliteschichten in China, die Kinder, die Elitekinder haben sich Deutschland überhaupt nicht als erstes Zielland ausgesucht. Die ersten Zielländer sind bestimmt Großbritannien und die USA. Vor drei Jahren habe ich mich so entschieden, weil es in Deutschland keine Studiengebühren gibt. Das ist billiger für uns [meine Familie], aber meine Kommilitonen sind alle in die USA gegangen.“

### *Schwierige China-Kritik*

Neben seinem eigentlichen Wunsch, in den USA zu studieren, sieht sich Yu in Deutschland mit kritischen Stimmen gegenüber China konfrontiert. Er erwähnt dabei auch, dass die Deutschen wenig über China wüssten und sich stattdessen auf die Berichterstattung der Medien verließen. Dieser Eindruck festigte sich für Yu erst während seiner Zeit in Deutschland. Zuvor hatte er angenommen, dass das Chinabild in Deutschland positiver sei:

„Das Studium in Deutschland hat meine Denkweise verändert, vor allem was die Kritik gegenüber China angeht. Ich glaube, die deutschen Massenmedien sind überkritisch gegenüber der chinesischen Regierung und dem sozialistischen System bei uns und ich kann leider überhaupt nichts Positives in den Nachrichten über China hören.“

Durch die Wahl seines Nebenfachs wollte Yu dies ändern:

„Sinologie bietet mir die Chance, ein anderes China aus deutscher Perspektive kennenzulernen. Aber ich bin sehr enttäuscht, dass Sinologie-[Studierende] hier oft auch ein bisschen einseitig denken. Was Studierende über China vortragen, handelt meist vom Tian'anmen-Massaker oder von Menschenrechten, sonst nichts.“

Yu Weicheng fordert stattdessen mehr Verständnis für die langsame, aber dennoch stetig voranschreitende Entwicklung Chinas:

„Ich glaube, die chinesische Entwicklung erfolgt schrittweise, aber die deutschen Massenmedien meinen, China sei immer noch so schlimm. Aber das ist ein bisschen einseitig, sogar sehr einseitig. Jede Entwicklung muss, wie gesagt, Schritt für Schritt voranschreiten.“

Aber Yu steht seinem eigenen Land auch nicht unkritisch gegenüber. Auch an seiner Geburtsstadt Shanghai hat er einiges auszusetzen.

„Shanghai ist eine internationale Stadt, aber die Menschen dort sind sehr lokalpatriotisch. Dort leben die bekannten [Kader-]Kinder, weißt du? Das Hukou [Wohnsitzregistrierung]-System, das ist [in China] besonders wichtig und es ist schwer, in Shanghai einen Hukou zu beantragen.“

### *Chinesisch leben unter Deutschen*

Einer der wichtigsten Aspekte des studentischen Lebens ist für Yu Weicheng das Essen in der Mensa. Leider schmecken ihm die Gerichte dort nicht so gut. Er kocht deshalb bei sich zuhause, wenn er die Zeit dazu findet. Genau wie das Kochen ist Fußball eine der Lieblingsfreizeitbeschäftigungen von Yu. Er spielt daher regelmäßig in einer chinesischen Mannschaft in Freiburg.

„Es gibt eine chinesische Mannschaft in Freiburg. Wir treffen uns jede Woche am Samstag in der Studentensiedlung [am Seepark]. Wir kommen alle in der kleinen Sporthalle zusammen und dann spielen wir ungefähr zwei bis drei Stunden.“

Wie viele andere (ausländische) Studierende in Deutschland hat auch Yu einen Nebenjob. Die Handelsfirma, in der er arbeitet, befindet sich in Teningen-Mundingen in der Nähe von Emmendingen. Zu seinen Tätigkeiten gehören der Verkauf der aus China importierten Baumaterialien innerhalb Deutschlands, Dolmetschen und das Führen von Telefonaten nach China.

„Der Chef ist ein Russe und er macht seit 2006 mit China Geschäfte. Er verkauft Wandplatten bei Ebay und Amazon, das heißt er importiert Wandplatten aus China und verkauft diese in Deutschland weiter. Wir rufen eine chinesische Firma an und dann übersetzen wir die Preisfragen.“

Es scheint, dass diese Arbeit dem chinesischen Studenten viel Spaß macht. Obwohl er geisteswissenschaftliche Fächer im Vergleich zu technischen, wie Maschinenbau, nicht so praktisch findet, ist er zufrieden mit seinem Hauptfach Slawistik. Es gebe es nur wenige Universitäten in China, die wie Freiburg Polnisch im Studiengang anbieten.

„Ich glaube es gibt so viele Studierende, die jetzt in China Germanistik als Hauptfach studieren. Polnisch gibt es in China jedoch fast gar nicht. Ich glaube es gibt nur zwei Universitäten in China, die eine polnische Abteilung haben.“

Polen fand Yu Weicheng bei seinen Reisen durch Europa auch am interessantesten:

„Ich habe Europa fast durchreist. Sogar sehr kleine Länder: Kosovo, Bulgarien, (...) Mazedonien, Albanien und auch westliche Länder wie Frankreich, Italien, Belgien, Luxemburg, Dänemark,

Norwegen. (...) Die Infrastruktur in Polen ist natürlich sehr schlecht, aber die Menschen dort sind echt sehr nett.“

Die Deutschen sind aus Yus Sicht eher zurückhaltend und es sei schwierig, mit ihnen in Kontakt zu kommen. Aber auch ihm fällt es nicht leicht, sich aus den oft zu bequemen chinesischen Lebenswelten zu lösen:

„Einerseits, meine ich, wenn ich so viele chinesische Freunde habe, dann mache ich keine Fortschritte bei der Sprache, wenn ich jeden Tag chinesisch spreche. Andererseits, wie ich schon vorher erwähnt habe, ist es ein bisschen schwierig, den Deutschen näher zu kommen.“

Auch Yus Erfahrungen mit Freiburgern waren nicht durchweg positiv. So erzählte er aufgebracht von einer Geschichte, die ihm am Freiburger Hauptbahnhof passiert sei.

„Ich habe letztes Mal am Freiburger Hauptbahnhof eine alte Frau getroffen. Sie hat mir einige Fragen gestellt. Sie versteht überhaupt nicht, wieso so viele Chinesen nach Freiburg kommen. Sie meinte, dass die Chinesen immer einen Weg finden würden, in Deutschland zu bleiben. Ich sagte ihr, dass ich das nicht so geplant hatte und nach meinem Abschluss bestimmt wieder zurückgehen werde. Und dann würde ich nach dem Abschluss gerne auch an einer chinesischen Universität arbeiten. Dann möchte ich dort auch das echte Deutschland vorstellen.“

*Yu Weicheng (21) stammt aus der regierungsunmittelbaren Stadt Shanghai und lebt seit drei Jahren in Deutschland. Er kam 2010 in Halle an der Saale an und zog ein Jahr später nach Freiburg, wo er bis heute lebt. Yu Weicheng ist Student der Sinologie und Slawistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.*

*Benjamin Lehmann studiert Sinologie und Geschichte.*

*Erzhena Mikheeva ist Studentin der Sinologie und der Sprachwissenschaft des Deutschen.*